

Vom langen Wandel der Mietskaserne : Öffentlichkeit und Privatheit in Berlin- Kreuzberg

Autor(en): **Hochmuth, Hanno**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Jahrbuch für Wirtschafts- und Sozialgeschichte =
Annuaire Suisse d'histoire économique et sociale**

Band (Jahr): **28 (2014)**

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-632434>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hanno Hochmuth

Vom langen Wandel der Mietskaserne

Öffentlichkeit und Privatheit in Berlin-Kreuzberg

The Enduring Transformation of the Tenement. Public and Private Spheres in Berlin-Kreuzberg

The district of Kreuzberg has been the scene of a remarkable urban renaissance. Today it is one of the most gentrified areas in Berlin and its former tenement houses (*Mietskasernen*) have become very fashionable. Throughout most of the 20th century, however, Kreuzberg was a poor, working-class district. This article examines how this transformation came about. By focusing on Kreuzberg's Sorauer Strasse, it explores the "biography" of an ordinary street on the micro level and over the long run. Drawing on early social scientific surveys, historic photographs and local newspapers, the article explores public notions of the inhabitants' private sphere. Their privacy remained very limited until the 1970s when the neglected and largely abandoned district began to attract many young people who experimented with forms of alternative living. When radical urban renewal projects were proposed for Kreuzberg, these young people defended their private lifestyle by creating a new public sphere. This eventually led to the preservation of the district's old urban structure, but it also served as an unintended premise for today's gentrification.

Vor mehr als 50 Jahren identifizierte der Göttinger Soziologe Hans Paul Bahrdt die Polarität und das Wechselspiel von Öffentlichkeit und Privatheit als den soziologischen Kern der Stadt. Aufbauend auf Max Webers ökonomischer Definition verstand Bahrdt die Stadt als «eine Ansiedlung, in der das gesamte, also auch das alltägliche Leben die Tendenz zeigt, sich zu polarisieren, das heisst entweder im sozialen Aggregatzustand der Öffentlichkeit oder in dem der Privatheit stattzufinden. Es bilden sich eine öffentliche und eine private Sphäre, die in engem Wechselverhältnis stehen, ohne dass die Polarität verloren geht. Die Lebensbereiche, die

weder als <öffentlich> noch als <privat> charakterisiert werden können, verlieren hingegen an Bedeutung. Je stärker Polarität und Wechselbeziehung zwischen öffentlicher und privater Sphäre sich ausprägen, desto <städtischer> ist, soziologisch gesehen, das Leben einer Ansiedlung.»¹

Zugleich machte Bahrtdt in der modernen Grossstadt jedoch deutliche Verfallserscheinungen hinsichtlich der öffentlichen und der privaten Sphäre aus. Neben dem Anstieg des Verkehrsaufkommens und der zunehmenden Technisierung des Lebens richtete sich seine Kulturkritik auch auf die sogenannte Mietskaserne,² deren Dichte in den Arbeiterquartieren des gründerzeitlichen Berlins beispiellos war. Hier herrschten um die Jahrhundertwende nicht nur miserable Wohnverhältnisse, sondern auch schwierige Voraussetzungen für die Entfaltung von Öffentlichkeit und Privatheit. Wie kommt es dann aber, dass ausgerechnet das bauliche Ensemble der Berliner Mietskaserne seit den 1970er-Jahren zu einem Laboratorium neuer Öffentlichkeiten und privater Lebensstile wurde und dadurch eine urbane Renaissance erfuhr, die in der gegenwärtigen Gentrifizierung zahlreicher Berliner Altbauviertel gipfelt?

Diese Frage soll im Folgenden am Beispiel der Sorauer Strasse in Berlin-Kreuzberg beantwortet werden. In mehreren quellenbasierten Zeitschnitten, welche die Entstehungsgeschichte, das Wohnungselend und schliesslich den starken Wandel der Wohnkultur seit den 1970er-Jahren hervorheben, wird der Versuch unternommen, eine ausschnittshaften Strassenbiografie zu erzählen. Dabei soll kein teleologisches Narrativ verfolgt werden, das die Entfaltung von Öffentlichkeit und Privatheit aus einer normativen Perspektive bewertet.³ Öffentlichkeit und Privatheit werden im Folgenden vielmehr als plurale und miteinander verschränkte Räume verstanden.⁴ Das schliesst – anders als bei Bahrtdt – verschiedene Bedeutungsschichten ein: so

1 Hans Paul Bahrtdt, Die moderne Grossstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau, hg. von Ulfert Herlyn, Opladen 1998 (original 1961), S. 83 f.

2 Ebd., S. 116–118.

3 Klassisch: Jürgen Habermas, Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Frankfurt a. M. 1962.

4 Vgl. Jörg Requate, Öffentlichkeit und Medien als Gegenstand historischer Analyse, in: Geschichte und Gesellschaft 25/1 (1999), S. 5–32. Requate greift in seinen Überlegungen zum einen die kommunikationswissenschaftlichen Theorien von Jürgen Gerhards und Friedhelm Neidhardt auf. Vgl. etwa Friedhelm Neidhardt, Öffentlichkeit, öffentliche Bewegungen, soziale Bewegungen, in: Ders. (Hg.), Öffentlichkeit, öffentliche Bewegungen, soziale Bewegungen, Opladen 1994, S. 7–41. Zum anderen bezieht er sich auf die feministische Kritik an Habermas' Öffentlichkeitsbegriff durch Nancy Fraser, Rethinking the Public Sphere. A Contribution to the Critique of Actually Existing Democracy, in: Craig Calhoun (Hg.), Habermas and the Public Sphere, Cambridge, London 1992, S. 109–142. Zur bürgerlichen Trennung von (männlicher) Öffentlichkeit und (weiblicher) Privatheit vgl. Karin Hausen, Öffentlichkeit und Privatheit. Gesellschaftspolitische Konstruktionen und die Geschichte der Geschlechterbeziehungen, in: Dies., Heide Wunder (Hg.), Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte, Frankfurt a. M. 1992, S. 81–88. Zu den unterschiedlichen Bedeutungen der *public/private*-Dichotomie vgl. v. a. Jeff Weintraub, The Theory and Politics of the Public/Private Distinction, in: Ders., Krishan Kumar (Hg.), Public and Private in Thought and Practice. Perspectives on a Grand Dichotomy, Chicago, London 1997, S. 1–42.

erscheint öffentlicher Raum als inklusiver Raum, der für alle frei zugänglich ist, als kommunaler Raum, der öffentlichem Recht untersteht, sowie als kommunikativer Raum, zu dem auch kleinere Teilöffentlichkeiten gehören. Analog dazu werden private Räume als Räume persönlicher Entfaltung und des Rückzugs aus der Öffentlichkeit, aber auch als exklusive Räume privaten Eigentums verstanden. Die Frage nach Öffentlichkeit und Privatheit und ihrem historischen Wandel erschliesst damit mehrere Dimensionen des Lebens und Wohnens in der Sorauer Strasse und soll auf diese Weise zur Historisierung der Berliner Mietskaserne beitragen.

Private Interessen: Zur baulichen Erschliessung der Sorauer Strasse

Die Sorauer Strasse liegt im östlichen Kreuzberg 36, in der ehemaligen äusseren Luisenstadt jenseits des Luisenstädtischen Kanals. Sie ist auf den ersten Blick eine recht gewöhnliche Strasse aus der Gründerzeit, aber sie ist aussergewöhnlich gut dokumentiert. Dies beginnt schon bei der Baugeschichte. 1871/72 erwarb der gelernte Handschuhmacher Emil Paul Haberkern (geboren 1837 in Potsdam, gestorben vermutlich 1916 in Berlin) mehrere zusammenhängende Parzellen von mehr als 5 ha in dem Gebiet zwischen dem 1868 eröffneten Görlitzer Bahnhof und der 1867–1869 abgetragenen Akzisemauer.⁵ Es war sein Plan, als Bauunternehmer im grossen Stil am Boom infolge der Reichsgründung teilzuhaben. Zu diesem Zweck plante er vor allem kleinere Wohnungen, da diese in der Zeit des massenhaften Zustroms einfacher Leute, die in der neu gegründeten Reichshauptstadt nach Arbeit suchten, am meisten Profit versprachen.

Das Problem war nur, dass die Baublöcke aufgrund des gültigen Strassenplans – also des sogenannten Hobrechtplans von 1862 – ausgesprochen gross waren.⁶ Die Parzellen waren fast 200 m tief und liessen sich somit nur schlecht für den Wohnungsbau verwerten, ohne eine Vielzahl von Hinterhöfen anzulegen.⁷ Haberkern versuchte dieses Problem durch eine zusätzliche, *private* Erschliessungsstrasse in

5 Vgl. Hartwig Schmidt, Haberkerns Hof. Berliner Mietskasernenbau 1872–1875, in: Gerd Peschken, Dieter Radicke, Tilman J. Heinisch (Hg.), Festschrift für Ernst Heinrich, dem Bauforscher, Baugeschichtler und Hochschullehrer zum 75. Geburtstag dargebracht, Berlin 1974, S. 75–111, hier 81–86.

6 Zum Hobrechtplan vgl. Johann Friedrich Geist, Klaus Kürvers, Das Berliner Mietshaus, Bd. 2: 1862–1945. Eine dokumentarische Geschichte von «Meyer's Hof» in der Ackerstrasse 132–133, der Entstehung der Berliner Mietshausquartiere und der Reichshauptstadt zwischen Gründung und Untergang, München 1984, S. 496–505.

7 Im Fall von Meyer's Hof in der Ackerstrasse 132 wurde das Problem gelöst, indem sechs Quergebäude hintereinander angelegt wurden, die durch Höfe und Durchfahrten miteinander verbunden wurden.

der Mitte des Baublocks zu lösen. Durch diese Massnahme hätte er unter Preisgabe eines neuen Strassenstreifens immerhin 27 neue Parzellen gewonnen, die alle gross genug für den Bau von Vorder- und Hinterhäusern gewesen wären. Das Königliche Polizeipräsidium lehnte den Bau einer Privatstrasse jedoch prinzipiell ab und schlug stattdessen die Anlage einer zusätzlichen, *öffentlichen* Strasse vor. Dies konnte sich Haberkern jedoch nicht leisten, da er in diesem Fall für die Regulierung, Pflasterung und Entwässerung sowie für den Unterhalt der Strasse während der ersten fünf Jahre hätte aufkommen müssen. Das überstieg deutlich seine finanziellen Mittel.

Zwischenzeitlich hatte Haberkern erste Fakten geschaffen und bereits mit dem Bau eines über 90 m langen Quergebäudes begonnen, das auf die noch zu errichtende Erschliessungsstrasse ausgerichtet war. Da das Quergebäude jedoch inmitten des Blocks lag und keinen direkten Zugang zu einer öffentlichen Strasse besass, wurde der angefangene Bau durch das Polizeipräsidium gestoppt. Das brachte Haberkern in eine missliche Lage. Verzweifelt wandte er sich ans Preussische Handelsministerium sowie an das Innenministerium. Doch auch diese verwiesen ihn auf die gültige Bauordnung von 1853, die aus brandpolizeilichen Gründen einen direkten Strassenzugang verlangte.⁸ Es ging also nicht um die Lebensbedingungen der Bewohner, sondern um den Feuerschutz.

Mit einem Trick gelang es Haberkern schliesslich doch noch, sein Quergebäude weiterzubauen: er deklarierte das Quergebäude als verlängerten «Seitenflügel» der rechtwinklig angrenzenden Görlitzer Strasse, von der es somit erschlossen werden konnte. Das Polizeipräsidium gab nach und genehmigte im Mai 1873 den Bau gleich mehrerer «Seitenflügel» von über 100 m Länge, die in ihrer Gleichförmigkeit zu den konsequentesten Umsetzungen der Berliner Mietskaserne gehören. Es entstanden insgesamt 230 nahezu identische Einzimmerwohnungen mit Stube und Küche, die jeweils 37 m² gross waren.⁹ Schon im November desselben Jahres wurden die ersten Wohnungen bezogen. Doch zum selben Zeitpunkt musste Haberkern den grössten Teil seines Bauterrains an die Rheinische Baugesellschaft verkaufen, nachdem er in den «Gründerkrach» von 1873 hineingezogen worden war. Der neue Eigentümer war hingegen liquide genug, um sogleich die Anlegung der zuvor geforderten öffentlichen Verbindungsstrasse zu beantragen und die üblichen Auflagen hierfür zu übernehmen.

Im September 1874 erhielt die neue Strasse ihren Namen.¹⁰ Die Sorauer Strasse bezog sich, wie die umliegenden Strassen auch, auf die schlesische Heimat vieler Bewohner in dieser Gegend. Damit war die Strasse jedoch noch nicht fertiggestellt. Die Vorderhäuser der Sorauer Strasse wurden aufgrund der zwischenzeitlichen

8 Vgl. Schmidt (Annm. 5), S. 91–95. Bekannt ist das geforderte Mindestmass der Höfe von 5,34 m², wodurch das Wenden einer Feuerspritze ermöglicht werden sollte.

9 Ebd., S. 95.

10 Ebd., S. 100–102.

Baukrise erst in den Jahren 1880–1884 errichtet.¹¹ In ihrer äusserst bescheidenen Ausführung mit bis zu vier Stube-Küche-Wohnungen pro Etage unterschieden sie sich kaum von den zehn Jahre zuvor errichteten Haberkern'schen Hinterhäusern, die nunmehr vom verlängerten «Seitenflügel» wieder zu echten Quergebäuden geworden waren.¹² Die beiden Blöcke diesseits und jenseits der Sorauer Strasse waren damit baulich in einer Weise erschlossen, die durch maximale Wohnungsdichte maximalen Profit versprach. Die Sorauer Strasse wurde zu einem typischen Beispiel für das «steinerne Berlin».¹³

Begrenzte Privatheit: Die Untersuchung der Berliner Arbeiter-Sanitätskommission

Die enge Bebauung bewog im Jahr 1893 die Berliner Arbeiter-Sanitätskommission dazu, die Sorauer Strasse als Gegenstand für ihre Pionierstudie zu den Berliner Wohnungsverhältnissen auszuwählen.¹⁴ Vorbild für die Untersuchung war Karl Büchers Wohnungsenquete in der Stadt Basel aus dem Jahr 1889.¹⁵ Den konkreten Anlass bildete die Cholera-Epidemie, die 1892 in Hamburg ausgebrochen war, was nicht zuletzt auf die katastrophalen Wohnverhältnisse in der Hansestadt zurückgeführt wurde.¹⁶ Angesichts der weitverbreiteten Furcht, die Seuche könnte auch Berlin erreichen, wollte die sozialdemokratisch ausgerichtete Arbeiter-Sanitätskommission darauf aufmerksam machen, dass die Berliner Wohnverhältnisse nicht minder problematisch waren. Hierfür führte sie am Sonntag, dem 26. Februar

11 Dass die Hinterhäuser in der Sorauer Strasse früher entstanden als die Vorderhäuser und im Volksmund spöttisch «Mücken» genannt wurden, wurde bereits 1927 als Kuriosität festgehalten. Vgl. Fritz Kirchhoff, Rund um das Schlesische Tor. Ein Spaziergang vor sechzig Jahren, in: Katharina Altmann et al. (Hg.), Die Luisenstadt. Ein Heimatbuch, Berlin 1927, S. 68–72, hier 72.

12 Vgl. Schmidt (Annm. 5), S. 109.

13 Klassisch hierzu: Werner Hegemann, 1930 – Das steinerne Berlin. Geschichte der grössten Mietskasernenstadt der Welt, Braunschweig 1992 (original 1930).

14 Dabei bewerteten die Herausgeber der Studie die Sorauer Strasse sogar als «eine bessere, nach neuer Bauordnung gebaute Arbeiterstrasse», um «den Vorwurf der tendenziösen Erhebung unmöglich zu machen». Adolf Braun, Berliner Wohnungsverhältnisse. Denkschrift der Berliner-Arbeiter-Sanitätskommission, Berlin 1893, S. 45.

15 Karl Bücher, Die Wohnungsenquete in der Stadt Basel vom 1. bis zum 19. Februar 1889, Basel 1891. Vgl. hierzu Barbara Koller, «Gesundes Wohnen». Ein Konstrukt zur Vermittlung bürgerlicher Werte und Verhaltensnormen und seine praktische Umsetzung in der Deutschschweiz 1880–1940, Zürich 1995; Dies., Die Bedeutung der Wohnungsenqueten bei der Institutionalisierung der städtischen Wohnungsaufsicht in der Schweiz, in: Hansjörg Siegenthaler (Hg.), Wissenschaft und Wohlfahrt. Moderne Wissenschaft und ihre Träger in der Formation des schweizerischen Wohlfahrtsstaates während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Zürich 1997, S. 175–202.

16 Zur Cholera-Epidemie in Hamburg vgl. Richard J. Evans, Death in Hamburg. Society and Politics in the Cholera Years 1830–1910, London 1987, S. 285–402.

1893, eine aufwendige Erhebung durch, in der die Wohnverhältnisse in 783 von insgesamt 805 Wohnungen in der Sorauer Strasse ermittelt werden konnten. Die Ergebnisse wurden in einer Publikation des Berliner Sozialdemokraten Adolf Braun festgehalten und eingehend erläutert.¹⁷

Demnach wohnten in den 31 Häusern der 225 m langen Sorauer Strasse seinerzeit nicht weniger als 3383 Menschen. Die meisten von ihnen lebten in kleinen Stube-Küche-Wohnungen (665 Wohnungen), für die sie eine Jahresmiete von durchschnittlich 225–250 DM aufbringen mussten. In diesen Stube-Küche-Wohnungen ergab sich eine wesentlich höhere Belegungsdichte als in den wenigen geräumigeren Wohnungen. So musste in der Regel auch die Küche als Schlafraum genutzt werden. In 30% der Wohnungen fanden sich überdies Schlafgänger, wobei diese überwiegend in den ohnehin beengten Wohnungen anzutreffen waren und sich die Wohnung beziehungsweise die Betten in zwei von drei Fällen mit Kindern teilen mussten. Bei etwa einem Viertel der Wohnungen kamen auf ein Kloset mehr als zehn Personen. Zudem wurde festgestellt, dass den Bewohnern der Sorauer Strasse in mehr als 70% der Wohnungen weniger Raum zur Verfügung stand als den Insassen von Berlin-Plötzensee, deren Gefängniszellen mindestens 28 m³ aufweisen mussten.¹⁸

Die sozialdemokratische Studie endet mit dem Appell für eine umfassende Wohnungsuntersuchung und einem Plädoyer für eine Verbesserung der Wohnungssituation, die freilich einer anderen Wirtschaftsordnung bedürfe.¹⁹ Dabei prangert die Studie angesichts der grassierenden Seuchengefahr in erster Linie die mangelnde Hygiene in den proletarischen Wohnverhältnissen an. Am Rand thematisiert die Studie jedoch auch die durch das Wohnungselend begrenzte Privatheit. Insbesondere der Vergleich mit den Gefängniszellen von Plötzensee lässt sich als kritischer Verweis auf die limitierte Privatsphäre in der Sorauer Strasse lesen. Bei einer solchen Interpretation ist allerdings Vorsicht geboten. Zum einen ist das Recht auf Privatheit eine normative Kategorie, die erst im 20. Jahrhundert formuliert wurde.²⁰ Zum anderen zielten die deutsche Sozialdemokratie und die ihr nahestehende Arbeiter-Sanitätskommission stärker auf die Ausbildung einer kritischen proletarischen Gegenöffentlichkeit als auf die Entfaltung von Privatheit.

17 Siehe hierzu wie auch im Folgenden Braun (wie Anm. 14), S. 48–61.

18 Ausserdem enthält die Studie der Arbeitersanitätskommission Angaben zur Raumhöhe, über die bisherige Verweildauer in der Wohnung, die Entfernung zum Arbeitsplatz sowie über eklatante Wohnungsmängel, die von den Befragten zu Protokoll gegeben wurden.

19 Ebd., S. 69.

20 Zwar geht das «Recht auf Privatheit» als Begriff bereits auf einen Artikel von Samuel Warren und Louis Brandeis aus dem Jahr 1890 zurück. Siehe Samuel D. Warren, Louis D. Brandeis, *Right to Privacy*, in: *Harvard Law Review* 4/5 (1890–1891), S. 193–220. Aber erst 1965 wurde das *right to privacy* von amerikanischen Gerichten festgehalten. Vgl. Paul Betts, *Within Walls. Private Life in the German Democratic Republic*, Oxford 2010, S. 7.

Die Wohnungsfrage galt nur als Nebeneffekt der kapitalistischen Gesellschaft.²¹ So ging es den Herausgebern der Studie nicht vorrangig um die Privatsphäre der Bewohner der Sorauer Strasse. Im Text heisst es lediglich, es verstehe sich von selbst, dass Schlafgänger «selbst bei grösster Rücksichtnahme in beschränkten Wohnungen störend und beengend auf die Häuslichkeit einwirken».²² Die Studie der Arbeiter-Sanitätskommission verrät daher wenig über das zeitgenössische Verständnis von Privatheit. Sie gewährt jedoch einen einmaligen Einblick in die privaten Wohnverhältnisse, wie sie 1893 nicht nur in der Sorauer Strasse herrschten.

Die Studie der Arbeiter-Sanitätskommission gibt auch darüber Auskunft, wer 1893 in der Sorauer Strasse wohnte. Auf den Fragekarten wurden 771 Berufsangaben gemacht. Es dominierten 259 Arbeiter, gefolgt von 70 Tischlern, 37 Maurern, 24 Schlossern, 16 Schuhmachern, 15 Zimmerleuten – also neben zahlreichen ungelernten Arbeitern auch viele traditionelle Handwerkerberufe.²³ Das entspricht der kleinbürgerlich-proletarischen Sozialstruktur der Luisenstadt um die Jahrhundertwende.²⁴ Die Zahlen der Arbeiter-Sanitätskommission können durch Angaben der Berliner Adressbücher ergänzt werden.²⁵ Auf der Grundlage einer stichprobenartige Längsschnittanalyse der Adressbucheinträge in den Jahren 1893, 1908, 1923 und 1938 lässt sich eine deutliche Tendenz ablesen: offenbar stieg die Zahl der Mietparteien in der Sorauer Strasse kontinuierlich an.²⁶ Im Adressbuch

21 Vgl. Adelheid von Saldern, *Häuserleben. Zur Geschichte städtischen Arbeiterwohnens vom Kaiserreich bis heute*, Bonn 1995, S. 109.

22 Braun (wie Anm. 14), S. 54.

23 Ebd., S. 49.

24 Vgl. Hasso Spode, *Zur Sozial- und Siedlungsgeschichte Kreuzbergs*, in: Helmut Engel, Stefi Jersch-Wenzel, Wilhelm Treue (Hg.), *Geschichtslandschaft Berlin. Orte und Ereignisse*, Bd. 5: Kreuzberg, Berlin 1994, S. XI–XXIX, hier XVIII.

25 Vgl. <http://adressbuch.zlb.de>. Nicht nur für Genealogen, die über das alphabetische Einwohnerverzeichnis Familiengeschichten rekonstruieren können, sind die Berliner Adressbücher eine hervorragende und vielfach genutzte Quelle, sondern auch für Sozialhistoriker, die über die Berufsangaben hinter den Namenseinträgen im Strassenverzeichnis Aufschlüsse über die Bevölkerungsdichte und die Sozialstruktur der jeweiligen Strasse erhalten. Gleichwohl müssen für die scheinbar vollständigen und objektiven Einträge in den Adressbüchern verschiedene Einschränkungen geltend gemacht werden. Zunächst einmal gehorchen die Adressbücher nicht wissenschaftlichen Kriterien, sondern wurden lediglich als Gebrauchslektüre herausgegeben, um Personen und Institutionen in der Millionenstadt leichter auffindig zu machen. Zudem wurden grundsätzlich nicht alle Bewohner einer Strasse in den Adressbüchern geführt. Erfasst wurden weder Familienangehörige noch Hausangestellte, Untermieter und Schlafgänger. Lediglich die zumeist männlichen Haushaltsvorstände erscheinen in den Adressbüchern. Wenn man nun die Adressbucheinträge von 1893 zu allen 31 Häusern der Sorauer Strasse zusammenzählt, ergibt sich die Zahl von lediglich 212 Mietern, also im Durchschnitt gerade einmal knapp sieben Mietparteien pro Haus. Dieser Wert steht in Kontrast zu der genannten Zahl von 805 Wohneinheiten, welche die Arbeiter-Sanitätskommission im gleichen Jahr in der Sorauer Strasse ermittelte.

26 Demnach stieg die Zahl der aufgelisteten Mietparteien in der Sorauer Strasse bereits 1908 auf

von 1938 lassen sich mit Abstand die meisten Einträge finden. Das lässt sich nicht nur auf den Anstieg der Haushalte und das gleichzeitige Sinken der durchschnittlichen Haushaltsgrösse der stärker urbanisierten Bewohner zurückführen.²⁷ Die entscheidende Ursache für den Anstieg der Bewohnerzahlen dürfte darin zu suchen sein, dass die Vermieter die ohnehin schon klein geschnittenen Wohnungen in noch kleinere Wohneinheiten teilten, sei es, weil sie für die grösseren Wohnungen in dieser Gegend nicht genügend zahlungskräftige Mieter fanden oder weil sie sich durch eine vergrösserte Zahl von Kleinstwohnungen mehr Profit versprachen. Auch für die Sorauer Strasse gilt, dass die Wohnungsdichte im Berliner Osten ihren Höhepunkt erst in den 1920er- und 30er-Jahren erreichte.²⁸

Dass die Sorauer Strasse im ersten Jahrhundertdrittel ein Massenquartier für Wohnungssuchende wurde, legt auch eine weitere Beobachtung nahe, die sich in den Adressbüchern machen lässt. Während die Zahl der Mietparteien stieg, verringerte sich die Zahl der eingetragenen Gewerbebetriebe in der Strasse deutlich. Gab es 1893 noch in fast jedem Haus einen Laden, so verzeichnen die späteren Adressbücher nur noch vereinzelt Gewerbeeinheiten. Offenbar hatten die Hauseigentümer auch die ursprünglichen Gewerbeflächen in Wohnungen aufgeteilt. Die Sorauer Strasse war also gerade kein Beispiel für die sogenannte Kreuzberger Mischung, welche die enge Nachbarschaft von Wohnen und Gewerbe innerhalb eines Gebäudekomplexes meint, wie sie in der inneren Luisenstadt häufig zu finden war.²⁹ Vielmehr war die Sorauer Strasse zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine äusserst dicht besiedelte Wohnstrasse, in der fast jeder Laden, jedes Dachgeschoss und jeder Keller bewohnt waren.

Das Private wird öffentlich: Die Wohnungsenquete der Ortskrankenkasse

Aus einer Kellerwohnung der Sorauer Strasse stammt ein vielfach reproduziertes Foto von 1908, das in der Zeitschrift der Wohnungsenquete der Ortskrankenkasse für den Gewerbebetrieb der Kaufleute, Handelsleute und Apotheker (des Vorläufers der Allgemeinen Ortskrankenkasse – AOK) veröffentlicht wurde, um aus der Sicht der Krankenkasse den Zusammenhang von Wohnverhältnissen und Krankheit deutlich

602 Adressbucheinträge. 15 Jahre später waren es 692 Einträge, 1938 dann 766 Einträge. Das bezieht sich wohlgerneht auf die Zahl der Haushalte und nicht auf die Gesamtbewohnerschaft, die weit höher angesetzt werden muss.

27 Vgl. von Saldern (wie Anm. 21), S. 127.

28 Vgl. Spode (wie Anm. 24), S. XXII.

29 Vgl. Karl-Heinz Fiebig, Dieter Hoffmann-Axthelm, Eberhard Knödler-Bunte (Hg.), Kreuzberger Mischung. Die innerstädtische Verflechtung von Architektur, Kultur und Gewerbe, Berlin 1984.



Abb. 1: Heinrich Lichte, Sorauer Strasse 27. Aus: *Unsere Wohnungs-Enquete im Jahre 1908. Im Auftrag des Vorstandes der Ortskrankenkasse für den Gewerbebetrieb der Kaufleute, Handelsleute und Apotheker, bearbeitet von Albert Kohn, Berlin 1909.*

zu machen.³⁰ Wie schon bei der Untersuchung der Arbeiter-Sanitätskommission 15 Jahre zuvor handelte es sich um den Fall einer öffentlichen Problematisierung des privaten Wohnungselends. Die Wohnungsenquete der Ortskrankenkasse zielte auf die «Beseitigung des Kasernensystems mit seinen gesundheitlichen, sozialen und moralischen Schädigungen, weil wir die Mietskasernen an sich als unhygienisch und unsanitär betrachten und durch sie der Verbreitung der Infektionskrankheiten bei dem unvermeidlichen Zusammenkommen vieler Menschen Tür und Tor offen stehen».³¹ Der bürgerlichen Krankenkasse ging es also vor allem um die Hygiene. Doch steckte in der regelmässig von der Wohnungsenquete erhobenen Forderung, jeder Person solle ein eigenes Bett zur Verfügung stehen, auch ein Plädoyer für mehr Privatheit.

Um ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen, veröffentlichte die Ortskrankenkasse von 1902 bis 1920 umfangreiches statistisches Material über den Zusammenhang

30 Vgl. Geist/Kürvers (wie Anm. 6), S. 452–466.

31 *Unsere Wohnungs-Enquete im Jahre 1909. Im Auftrag des Vorstandes der Ortskrankenkasse für den Gewerbebetrieb der Kaufleute, Handelsleute und Apotheker, bearbeitet von Albert Kohn, Berlin 1910, S. 4.*

von Wohnungselend und Krankheit. Ergänzt wurde dieses durch die Schilderungen einiger besonders drastischer Fälle, die wiederholt aus der Sorauer Strasse stammten.³² Seit 1904 wurden der Zeitschrift zudem grossformatige Fotos beigelegt, die das Wohnungselend illustrieren sollten. Hierfür beauftragte die Ortskrankenkasse das Fotostudio Heinrich Lichte & Co., das erkrankte Kassenmitglieder aufsuchte und in ihrer Wohnung fotografierte.³³ Dabei stellten die sorgsam inszenierten Fotos immer auch eine Verletzung der Privatsphäre dar. Gleichwohl bieten sie einmalige Einblicke in die privaten Räume städtischer Unterschichten, die nur auf diese Weise bildhaft überliefert sind.

Das ausgewählte Foto wurde 1908 in einer Kellerwohnung der Sorauer Strasse 27 aufgenommen (Abb. 1).³⁴ Es handelte sich um eine typische Stube-Küche-Wohnung. Wir sehen einen kleinen Raum (ein weiteres Foto zeigt die kleine Küche). An den Wänden und an der Decke lassen sich dunkle Flächen ausmachen; die Wohnung ist vollkommen verräuchert, wie die knappe Bilderläuterung der Ortskrankenkasse vermerkt. Das Mobiliar ist einfach und reduziert den Raum auf einen schmalen Durchgang. Auf der linken Bildseite steht ein einzelnes Bett (in der Küche steht ein weiteres, in der offenbar die Frau schläft). Eine Truhe und das dunkle Fenster sind mit Spitze dekoriert. Die beiden hervorstehenden Hirschköpfe an der Wand dienen der individuellen Aneignung der Wohnung und verraten einen kleinbürgerlichen Geschmack.³⁵ Dazu passt der Umstand, dass die meisten Mitglieder der Ortskrankenkasse für den Gewerbebetrieb der Kaufleute, Handelsleute und Apotheker dem kleinbürgerlichen Milieu angehörten, was wohl auch für das erkrankte Kassenmitglied aus der Sorauer Strasse gilt, das zusammen mit seiner Frau auf diesem Foto festgehalten wurde.

32 So beschrieb die Wohnungs-enquete von 1909 eine Kellerwohnung in der Sorauer Str. 29: «Die aus sechs Personen bestehende Familie bewohnt eine Stube und eine Küche. Die Höhe der Räume beträgt 2,50 Meter, davon liegt 1,50 Meter unter der Erde. Der Blick durch die Fenster fällt auf eine trostlose Mauer, auch sind nur wenige Quadratmeter Licht sichtbar. An Möbeln war in der Stube nur ein Kinderwagen und ein Tisch vorhanden, die Betten lagen lose auf der Erde; Bettgestelle waren nicht vorhanden, ebenso fehlten alle Küchenmöbel.» Aus: Wohnungs-Enquete (wie Anm. 31), S. 45.

33 Sämtliche Fotos sind abgebildet in: Gesine Asmus (Hg.), Hinterhof, Keller und Mansarde. Einblicke in das Berliner Wohnungselend 1901–1920. Die Wohnungs-Enquete der Ortskrankenkasse für den Gewerbebetrieb der Kaufleute, Handelsleute und Apotheker, Reinbek bei Hamburg 1982.

34 Von dieser 2,60 m hohen Kellerwohnung befanden sich 1,95 m unter dem Strassenniveau, was auf die besondere Baugeschichte der Sorauer Strasse zurückzuführen ist. Das Bodenniveau der Strasse lag 2 m oberhalb der zuerst entstandenen Hinterhäuser. Daher musste das Gelände aufgeschüttet werden, und die ehemaligen Parterrewohnungen der Haberkern'schen Hinterhäuser wurden zu dunklen Kellerwohnungen. Vgl. Andrea Gerischer, Kerstin Jablonka, Geschichte von Orten im Wrangelkiez. Eine Ausstellung in Schaufenstern, Berlin 2008, S. 14 f.

35 Zur individuellen Aneignung durch die Dekoration von Wohnungen vgl. von Saldern (wie Anm. 21), S. 25.

Das Paar befindet sich im Bildhintergrund. Der Mann liegt im Bett und hält sich die Hand an den Mund. Was für die zeitgenössische Fotografiepraxis ungewöhnlich wirkt, entspricht allerdings der Intention der Krankenkasse, dessen Fotograf die Krankheit des Kassenmitglieds im prekären Wohnumfeld inszenieren sollte. Gerade deshalb blieb der Mann vermutlich im Bett liegen. Auch die Frau weist ein körperliches Leiden auf. Ihre rechte Hand ist notdürftig verbunden und wird demonstrativ nach oben gehalten. Ihr Arbeitsrock und das Kopftuch mögen als Indiz für eine ländliche Herkunft gelten, machen jedoch vor allem klar, dass die private Wohnung der Frau als Arbeitsplatz diente.³⁶ Ihre Schürze weist deutliche Arbeitsspuren auf und erscheint wenig repräsentabel, während die sorgsam in Szene gerückte Schiebermütze und die Lederjacke des Mannes *ihn* als den öffentlichen Repräsentanten innerhalb der ehelichen Gemeinschaft identifizieren.

Das Bild lässt sich somit nicht nur als fotografische Inszenierung des zeitgenössischen Wohnungselends lesen. Es ist zugleich ein bildhaftes Zeugnis für das damalige Verhältnis von Öffentlichkeit und Privatheit, das sich in der Rollenverteilung von Mann und Frau zeigt. Auch wenn der Mann krank ist, behält er selbst im Bett die Ausgewestete an, während die Frau neben der Pflege des Kranken die häusliche Tätigkeit im privaten Bereich übernimmt.³⁷ Diese traditionelle Geschlechtskodierung von Öffentlichkeit und Privatheit wurde auf dem Bild ebenfalls inszeniert, und zwar vermutlich von den Eheleuten selbst, denen es trotz ihrer misslichen Lage um die Wahrung des öffentlichen Selbstbildes ging. Der Besuch des Fotografen, der mit seinem Magnesiumblitzlicht die eigenen vier Wände für einen kurzen Moment aus der Dunkelheit holte und an die Öffentlichkeit brachte, war für die beiden Bewohner sicher eine Ausnahme-situation, die sie jedoch nicht vollkommen unvorbereitet traf. Selbst ihre äusserst private Wohnsituation wies durchaus halböffentliche Elemente auf, die nach aussen repräsentieren sollten. Das abgebildete Zimmer sollte, so gut es ging, die Funktion der «guten Stube» mit erfüllen, die sich die Eheleute nicht leisten konnten. Die «gute Stube» orientierte sich an der reich dekorierten Einrichtung bürgerlicher Salons und enthielt Zugeständnisse an den Geschmack der Nachbarn, Bekannten und Verwandten.³⁸ Es ging um das bürgerliche Verständnis von öffentlicher Repräsentation im Privaten, das trotz aller Not sorgfältig imitiert

36 Vor allem für Arbeiterfrauen galt, dass die inner- und ausserhäuslichen Arbeitsleistungen die Basis der familiären «Notökonomie» bildeten und den Zusammenhalt der Familie garantierten, die dessen ungeachtet jedoch hierarchisch-patriarchalisch organisiert war. Vgl. hierzu Karen Hagemann, *Frauenalltag und Männerpolitik. Alltagsleben und gesellschaftliches Handeln von Arbeiterfrauen in der Weimarer Republik*, Bonn 1990, S. 43.

37 Vgl. Rosmarie Beier, *Leben in der Mietskaserne. Zum Alltag Berliner Unterschichtsfamilien in den Jahren 1900 bis 1920*, in: Asmus (wie Anm. 33), S. 244–270, hier 251.

38 Vgl. Antoine Prost, *Grenzen und Zonen des Privaten*, in: Philippe Ariès, George Duby (Hg.),

wurde.³⁹ Zugleich diente die Dekoration der Abgrenzung gegenüber der «Kultur der Armut» einfacher Arbeiterschichten.⁴⁰

Abgesehen von den öffentlichen Interventionen der Arbeiter-Sanitätskommission und der Wohnungsenquete und den Spuren, die diese hinterlassen haben, fällt es nicht leicht, zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der Sorauer Strasse Formen von Öffentlichkeit zu identifizieren. Dies bedeutet nicht, dass es diese nicht gab. Vielmehr dürfte es wie in anderen Vierteln des Berliner Ostens auch in der Sorauer Strasse regelmässig Hoffeste der Mieter gegeben haben.⁴¹ Nur bildeten diese eher halböffentlich-halbprivate Räume, in die kein Fremder ohne Weiteres eindringen konnte.⁴²

Ostentative Privatheit: Die Fotoserie von Horst Luedeking

Im Gegensatz zu weiten Teilen Kreuzbergs wurde die Sorauer Strasse im Zweiten Weltkrieg kaum zerstört. Wie viele Strassen in Kreuzberg wurde sie jedoch dem Verfall überlassen und sollte perspektivisch durch einen grossflächigen, sozialen Wohnungsbau ersetzt werden. Bis dahin unterblieben oft selbst die nötigsten Modernisierungen. Die Situation verschärfte sich, als 1961 die Berliner Mauer gebaut wurde und Kreuzberg endgültig ins Abseits geriet. Auf drei Seiten von der Mauer umgeben, rückte der Bezirk in die Peripherie der Insel West-Berlin.⁴³ Ökonomische Verwertungsinteressen spielten einstweilen nur noch eine nachrangige Rolle. Bis zur geplanten Sanierung, die zunächst einen vollständigen Abriss bedeutete, waren nur noch Zwischennutzungen vorgesehen.⁴⁴

Geschichte des privaten Lebens, Bd. 5: Vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart, Frankfurt a. M. 1993, S. 15–151, hier 18.

39 Das war der typisch kleinbürgerliche Lebensentwurf, der sich deutlich von der proletarischen Wohnkultur unterschied. Diese verzichtete weitgehend auf die häusliche Statusinszenierung nach aussen, wobei auch hier die Grenzen fliegend waren. Vgl. Beier (wie Anm. 37), S. 244, 249.

40 Vgl. von Saldern (wie Anm. 21), S. 85.

41 Vgl. dazu: Paul Mielitz, Eine soziale Studie über den Osten Berlins. Ein Rundfunkvortrag von Bürgermeister P. Mielitz, in: Heimatkalender für den Bezirk Friedrichshain 1932, S. 20; Waldemar Brust, Koppenstrasse 60. Eine Berliner Kindheit in der Weimarer Zeit. Episoden aus dem Berlin der 20er und 30er Jahre, Berlin 1987, S. 52.

42 So wagte sich der berühmte Berliner Flaneur Franz Hessel nur an der Seite der Portierfrau in die Mietskasernen, wenn er Zeuge des Treibens auf den Hinterhöfen werden wollte. Vgl. Franz Hessel, Ein Flaneur in Berlin, Berlin 1984 (erstmalig erschienen 1929 unter dem Titel Spazieren in Berlin), S. 8 f.

43 Vgl. Wilfried Rott, Die Insel. Eine Geschichte West-Berlins 1948–1990, München 2009.

44 Zur Nachkriegsgeschichte von Kreuzberg vgl. v. a. Martin Düspohl, Kleine Kreuzberggeschichte, Berlin 2009, S. 108–148.



Abb. 2: Horst Luedeking, *Bewohner der Sorauer Strasse 13* (1971). Archiv des Friedrichshain-Kreuzberg Museums.

Wer diese Zwischennutzer waren, zeigen die Aufnahmen, die der Fotograf Horst Luedeking im Rahmen eines Fotowettbewerbs 1971 von Bewohnern der Sorauer Strasse 13 machte (Abb. 2–4). Luedeking, geboren 1949 in Ostwestfalen, studierte zu diesem Zeitpunkt an der Essener Folkwang-Schule und kam nach Kreuzberg, um im Rahmen eines Studienprojekts eine Fotoreportage zu machen. Einer seiner Freunde wohnte in der Sorauer Strasse 13.⁴⁵ Hier machte Luedeking insgesamt 25 grossformatige Bilder von den damaligen Bewohnern, die er vor dem Hintergrund ihrer Wohnungseinrichtung fotografierte.⁴⁶ Damit griff er nicht die ähnlich anmutenden Fotos der Wohnungsenquete auf, die erst Anfang der 1980er wiederentdeckt wurden, sondern schloss an eine Bildtradition an, die bis auf diejenige bürgerlicher Familienporträts des Biedermeier zurückgeht.⁴⁷ In den 1970er- und 80er-Jahren experimentierten zahlreiche Fotokünstler in Ost und West mit diesem

45 1984 gewann Horst Luedeking einen weiteren Fotowettbewerb des Kunstamts Kreuzberg. Er hat jedoch nie in Kreuzberg gelebt. Vgl. Ellen Röhner, Erik Steffen (Hg.), *Stillstand und Bewegung. Menschen in Kreuzberg – Fotografien aus den 70ern und 80ern*, Berlin 2012.

46 Die Fotos sind im Besitz des Archivs des Museums Friedrichshain-Kreuzberg und teilweise abgebildet in: Düspohl (wie Anm. 44), S. 130 f.

47 Vgl. Betts (wie Anm. 20), S. 210.



Abb. 3: Horst Luedeking, *Bewohner der Sorauer Strasse 13* (1971). Archiv des Friedrichshain-Kreuzberg Museums.

Genre und suchten in den Wohnungen nach Reflexionen ihrer Bewohner.⁴⁸ Dabei überwog meist ein soziologischer Blick.⁴⁹

Luedekings Bilder zeigen – pointiert gesagt – Alte, Alternative und Ausländer, also die drei prekären «A», die seit den 1960er-Jahren die Sozialstruktur Kreuzbergs dominierten, nachdem immer mehr Facharbeiter und Betriebe den Bezirk verlassen hatten.⁵⁰ Übrig geblieben waren die alten Bewohner, die aufgrund ihrer eingeschränkten Mittel und Mobilität nicht mehr wegziehen konnten oder wollten. Hinzu kamen vornehmlich junge Menschen aus Westdeutschland, die in erster Linie an günstigem Wohnraum interessiert waren, und schliesslich zahlreiche Arbeitsmigranten aus Süd- und Südosteuropa, die auf der Grundlage entsprechender Anwerbeabkommen nach West-Berlin kamen, um dort nach dem Mauerbau den schlagartigen Verlust der Arbeitskräfte aus Ost-Berlin zu kompensieren. Auch diese neuen, zumeist türkischen

48 Wichtig v. a. Herlinde Koelbl, *Das deutsche Wohnzimmer*, Luzern, Frankfurt 1980.

49 Vgl. dazu: Betts (wie Anm. 20), S. 209–218; Heino R. Möller, *Innenräume/Aussenwelten. Studien zur Darstellung der bürgerlichen Privatheit in Kunst und Warenwerbung*, Giessen 1981.

50 Vgl. Hartmut Häussermann, Andreas Kapphan, *Berlin. Von der geteilten zur gespaltenen Stadt? Sozialräumlicher Wandel seit 1990*, Opladen 2000, S. 80.



Abb. 4: Horst Luedeking, *Bewohner der Sorauer Strasse 13* (1971). Archiv des Friedrichshain-Kreuzberg Museums.

Bewohner kamen vor allem wegen des frei stehenden und bezahlbaren Wohnraums nach Kreuzberg und galten vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Einwanderungspolitik allenfalls als temporäre Mieter.

Die Fotos zeigen jedoch nicht nur den signifikanten demografischen Wandel in Kreuzberg, sondern schlicht auch den Gewinn an Wohnraum. Die Bevölkerungszahl in Kreuzberg hatte sich von über 300'000 Menschen vor dem Zweiten Weltkrieg nunmehr halbiert.⁵¹ Freilich gab es in vielen Ecken immer noch Wohnraumknappheit und Wohnungsnot. Auf den Fotos sehen wir aber, dass den Bewohnern der Sorauer Strasse inzwischen weit mehr Raum zur Verfügung stand, als es die Dokumente der Arbeiter-Sanitätskommission und der Wohnungsenquete demonstrierten. Von der Überbelegung der ersten Jahrhunderthälfte herrschte keine Spur mehr. Insbesondere, was die jungen, alternativen Menschen auf den Fotos betrifft, wird deutlich, dass sie den grosszügigen Wohnraum als privaten Freiraum nutzten. So kündeten die Fotos von einer starken Privatisierung der Lebensentwürfe. Sie zeigen eine individuelle, spartanische Möblierung, starken Drogenkonsum und eine eso-

51 Vgl. Berliner Bezirkslexikon Friedrichshain-Kreuzberg, hg. von Hans-Jürgen Mende, Kurt Wernicke, Berlin 2003, S. 52 f.

terische Religiosität. Die Fotos sind zugleich Ausdruck eines öffentlichen Non-konformismus. Hierfür stehen die langen Haare, die antibürgerliche Einrichtung und die offene Sexualität. Die jungen Bewohner hatten offenbar kein Problem damit, ihr Privatleben gegenüber dem Fotografen potenziell öffentlich zu machen. Wir sehen eine ostentative Privatheit.

Hierin zeigt sich beispielhaft das urbane Wechselspiel von Öffentlichkeit und Privatheit, das durch die Grossstadt ermöglicht wurde. Denn erst die unvollständige soziale Integration in der Grossstadt bildet die negative Voraussetzung für die Entstehung von Öffentlichkeit und Privatheit, wie Georg Simmel und Hans Paul Bahrtdt es beschrieben haben.⁵² «Stadtluft macht frei», galt auch für die vielen jungen Frauen und Männer, die aus der sozialen Kontrolle der westdeutschen Provinz flohen, um in West-Berlin die Chance zur Selbstentfaltung zu ergreifen. «Ein grosses Wohnungsangebot, niedrige Mieten, fehlende Wehrpflicht, eine vielfältige Subkultur von studentischen Gruppen über Künstler-, Hausbesetzer-, Autonomen- und Punkszene machten West-Berlin im Vergleich zum «satten» Westdeutschland attraktiv.»⁵³

In Kreuzberg vollzog sich in den 1970er-Jahren ein expansiver Wandel von Öffentlichkeit und Privatheit. In dem urbanen Setting bildeten sich neue Wechselverhältnisse von Öffentlichkeit und Privatheit, die den städtischen Charakter des Stadtbezirks bewahrten, produktiv erweiterten und somit die Grundlage für die «urbane Renaissance» in Kreuzberg legten. Dass sich ein solch genuin städtisches Gemeinwesen ausgerechnet im sogenannten gallischen Dorf Kreuzberg herausbilden konnte, ist kein Widerspruch. Die von Einigelung und Kinderbauernhöfen geprägte Regionalisierung im Schatten der Mauer ist nur scheinbar eine Verländlichung, denn anders als das sozial vollständig integrierte Dorf bietet der grossstädtische Kiez neben der Gemeinschaft auch die notwendige Anonymität, um neue Lebensstile zu entfalten. So wurde Kreuzberg zur Keimzelle gesellschaftlicher Fundamentalprozesse, die mit Individualisierung, Pluralisierung und Wertewandel beschrieben werden.⁵⁴ Nicht zuletzt weil der Bezirk ökonomisch weitgehend uninteressant war, entwickelte sich in Kreuzberg eine Art Laboratorium der Liberalisierung. Die hierhin ausgelagerten gesellschaftlichen Potenziale wirkten seit den 1980er-Jahren deutlich auf die Bundesrepublik zurück. Diese attraktive Urbanität basierte einerseits auf der

52 Vgl. dazu: Georg Simmel, *Die Gross-Städte und das Geistesleben*, in: Ders., *Das Individuum und die Freiheit*, Frankfurt a. M. 1993 (original 1903), S. 192–204; Bahrtdt, *Die moderne Grossstadt*, S. 86.

53 Häussermann/Kapphan (wie Anm. 50), S. 73.

54 Vgl. für die Bundesrepublik Andreas Wirsching, *Abschied vom Provisorium. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland 1982–1990*, München 2006. Für Kreuzberg vgl. Barbara Lang, *Mythos Kreuzberg. Ethnographie eines Stadtteils (1961–1995)*, Frankfurt a. M. 1998.

Kultivierung privater Lebensentwürfe, andererseits auf neuen, partizipativen Öffentlichkeiten, die nicht zuletzt darauf abzielten, die gewonnenen privaten Freiräume im erschwinglichen Wohnraum zu bewahren.

Öffentlichkeit zum Schutz der Privatheit: Die Zeitschrift «Südost-Express»

Ein Beispiel einer solchen protektionistischen Öffentlichkeit entstand 1977 ebenfalls in der Sorauer Strasse. Hier wurde durch die Bürgerinitiative SO 36 der *Südost-Express* produziert.⁵⁵ Es handelte sich dabei bis Anfang der 1990er-Jahre um eine der wichtigsten Zeitschriften der Kreuzberger Hausbesetzer- und Instandsetzungsbewegung, in der Mieterinitiativen vorgestellt und besonders rücksichtslose Vermieter angeprangert wurden. Den Herausgebern ging es darum, eine Ersatzöffentlichkeit zu schaffen, in der die Probleme vor Ort angesprochen werden konnten. Im Editorial der ersten Ausgabe der Zeitschrift vom Dezember 1977 heisst es programmatisch: «Wir sind Leute aus dem Südosten, wir treffen uns jeden Dienstag im Laden Sorauer Str. 28. Jeder kann und soll uns besuchen – jeder, der das Gefühl hat, dass alles, was uns hier auf den Nägeln brennt, was uns hier interessiert, was uns Spass macht und was uns ärgert – dass das nirgendwo zu lesen ist. Im Augenblick läuft hier im Südosten eine ganze Menge – Senat und Bezirk wollen hier eingreifen: Wir sind alle davon betroffen – müssen aber feststellen, dass kein Mensch weiss, was läuft. Und die es wissen, erzählen uns nichts. Deshalb wollen wir mit Ihnen ins Gespräch kommen. Sie sollen Artikel schreiben. Sie sollen zu Wort kommen! Sie sollen sagen, wie unsere Gegend wieder zu einem Stadtteil gemacht werden kann, worauf man stolz ist. Deshalb diese Zeitung, deshalb die Bürgerinitiative SO 36!»⁵⁶

Die Zeitschrift sollte als Forum für die Interessen der Mieter dienen und das zur Sprache bringen, was die anderen Zeitungen verschwiegen.⁵⁷ Die Herausgeber des *Südost-Express* gaben sich betont überparteilich und argumentierten, allein die Interessen der Mieter zu vertreten. Im Zentrum stand dabei die kritische Begleitung der Modernisierungspraxis. Diese bedeutete Ende der 1970er-Jahre zwar nicht mehr zwangsläufig die «Kahlschlagsanierung» der gesamten gründerzeitlichen Bausubstanz. Doch war auch die partielle Entkernung der Baublöcke durch den

55 Zur Bürgerinitiative SO 36 vgl. Carla MacDougall, In the Shadow of the Wall: Urban Space and Everyday Life in Berlin Kreuzberg, in: Timothy Brown, Lorena Anton (Hg.), Between the Avant-Garde and the Everyday. Subversive Politics in Europe from 1957 to the Present, New York, Oxford 2011, S. 154–173, hier 169.

56 Südost-Express 1 (1977), S. 1.

57 So wurde das *Kreuzberger Echo* als «Zentralorgan des Bezirksamts» und die *KIZ* als «Jubiläumsblättchen für die SPD» bezeichnet.

grosszügigen Abriss der Hinterhäuser alles andere als unumstritten. Insbesondere die günstigen Wohnungen in den Quergebäuden des Blockkerns wurden durch die Herausgeber des *Südost-Express* vehement verteidigt. Ihre Zeitschrift sollte in erster Linie eine Gegenöffentlichkeit zum Schutz der Privatheit darstellen, die sich in den Freiräumen der alten Mietskasernen herausgebildet hatte.

Die Bedrohung der privaten Freiräume sahen die Zeitungsmacher vor allem in den Interessen der Hauseigentümer und öffentlichen Sanierungsträger. Dabei bezogen sie sich dezidiert auf die Vorgeschichte des Häuserblocks und schlossen so einen grossen historischen Bogen zu den Anfängen der Sorauer Strasse. In der fiktiven Titelgeschichte der Erstausgabe des *Südost-Express* konstatieren die Herausgeber: «Haber Kern, der bauernschlaue Spekulant aus der Gründerzeit unseres Südostens, würde es sicher nicht schwer haben, sich heute zurecht zu finden.»⁵⁸ Nicht nur sehe es in der Sorauer Strasse noch fast genau so aus wie vor 100 Jahren. Auch die Spekulantenverhältnisse seien noch ähnlich. Als Haberkerns Erben werden anonyme Gesellschaften identifiziert, die mit der ausgelobten Modernisierung vor allem Geschäfte machen möchten. Wie das funktioniert, wird mit einfachen Worten beschrieben: «Haber Kerns Erben machen natürlich ihren Reibach. Sie kaufen die Häuser relativ billig, der Senat zahlt eine anständige Entschädigung für den Abriss [...] und mit nur 15% Eigenkapital sind sie am Ball. Den Rest zahlt der Senat aus dem berühmten ZIP-Topf (ZukunftsInvestitionsProgramm). Und schon nach 7 Jahren sind die Häuser «abgelöst», das heisst, sie unterliegen dann den üblichen Althausbedingungen.»⁵⁹ Die Herausgeber des *Südost-Express* befürchten, dass die Mieten anschliessend unerschwinglich werden und damit zu einer Verdrängung der einkommensschwachen Bewohner führen werden.

Bemerkenswert an der Argumentation des *Südost-Express* ist nicht nur diese durchaus zutreffende Prognose, sondern auch das ausgebildete lokalthistorische Bewusstsein, das in der Haberkern-Geschichte zum Ausdruck kommt. Der Name der Zeitschrift nahm Bezug auf den alten Postzustellbezirk SO 36, dessen Kürzel positiv aufgeladen wurde. Dasselbe galt nicht zuletzt für den Begriff des «Kiezes», dessen Umdeutung und Aufwertung als Indikator für den gesellschaftlichen Wandel in den Berliner Altbaugebieten gesehen werden kann.⁶⁰ Ein wichtiger

58 *Südost-Express* 1 (1977), S. 1 f.

59 Ebd.

60 Als «Kiez» wurde ursprünglich eine Dienstsiedlung zu einer Burg im slawischen Siedlungsgebiet rechts der Elbe verstanden. Vgl. Heinrich Kaak, *Kreuzberg*, Berlin 1988, S. 114 f. Vermutlich über den Umweg des Hamburger Vergnügungsviertels St. Pauli wurde der Begriff in den 1970er-Jahren verstärkt in Berlin aufgegriffen und bezeichnete fortan ein relativ geschlossenes Altbauviertel, das zumeist nach der jeweiligen Hauptstrasse benannt wurde. Im Gegensatz zu den wertneutralen Bezeichnungen «Viertel» und «Quartier» stand und steht «Kiez» jedoch in stärkerem Mass für urbane Qualitäten wie Heterogenität und Dichte sowie für Nachbarschaft und Gemeinschaft.

Bestandteil davon war das aufkeimende historische Interesse am eigenen Kiez. Hierfür steht beispielhaft der Film *Die Kinder aus No. 67 oder: Heil Hitler, ich hätt gern 'n paar Pferdeäpfel* (1979/80) von Usch Barthelmess und Werner Meyer, der in der Sorauer Strasse gedreht wurde und stark idealisierend den Widerstand zweier Arbeiterjungen gegen den nationalsozialistischen Machtwechsel 1933 im Kiez inszeniert. Die Sorauer Strasse eignete sich hierfür in doppelter Hinsicht. Einerseits bildete ihr maroder Zustand eine ideale Filmkulisse. Andererseits gab ihre ungewisse Zukunft Anreiz zur Selbsthistorisierung.

Der soziostrukturelle und der geschichtskulturelle Wandel gingen in Kreuzberg seit den 1970er-Jahren Hand in Hand. Der Rückgriff auf die widerständige Kiezhgeschichte versprach dabei Orientierung in Zeiten der Krise.⁶¹ Er verband sich stark mit gegenwärtigen Interessen und lokalem Stadtteilengagement, welches sein öffentliches Podium in Zeitschriften wie dem *Südost-Express* und in der Bürgerinitiative SO 36 fand und 1984/87 in die Internationale Bauausstellung IBA-Alt mündete, die eine behutsame Stadterneuerung etablierte. Damit einher ging eine Abkehr von grossflächigen, technokratischen Planungsfantasien. Das lange projektierte innerstädtische Autobahnnetz wurde nicht durch Kreuzberg gezogen.⁶² Stattdessen wurde die marode gründerzeitliche Altbausubstanz nach langen und äusserst konflikthaften Auseinandersetzungen konserviert und schliesslich fast flächendeckend saniert.⁶³

Fazit

Auch die Sorauer Strasse ist heute weitgehend saniert und verkehrsberuhigt. Selbst die Bewohner sind ruhiger geworden. In einem Fotoprojekt von Lucas Nagel aus dem Jahr 2002, das an die Aufnahmen von 1971 anknüpft, ist zu sehen, wie die saturierten Bewohner der Sorauer Strasse 13 es sich inzwischen auf begrünten Dachterrassen gemütlich machen. Dabei legen sie weiterhin viel Wert auf ihre individuelle Wohnungseinrichtung und zeigen einen legeren Habitus. Auf den neuen Bildern fehlen dagegen die alten Menschen, die längst verstorben sind, sowie die Migrantenfamilien, die inzwischen aus dem Kiez verdrängt werden beziehungsweise andere Wohnlagen bevorzugen. Die Gegend rund um das Schlesische Tor erlebt derzeit einen beschleunigten Wandel. In einer zweiten Welle erschliessen junge

61 Beispielhaft hierfür: Joachim Berger, *Kreuzberger Wanderbuch. Wege ins widerborstige Berlin*, Berlin 1984.

62 Die geplante Stadtautobahn hätte über den ehemaligen Görlitzer Bahnhof direkt an der Sorauer Strasse entlanggeführt.

63 Hierzu exemplarisch: Alf Bremer et al., *Kreuzberg Chamissoplatz. Geschichte eines Berliner Sanierungsgebiets*, Berlin 2007.

urbane Pioniere das Terrain und eröffnen Clubs, Cafés und Kneipen. Doch es ist absehbar, dass sie bereits von zahlungskräftigeren urbanen Eliten und Touristen abgelöst werden, die durch das neu gewonnene Flair angelockt werden. Dieser Prozess, dessen soziologische Beschreibung inzwischen zu einem Kampfbegriff geworden ist, hat seine Ursprünge jedoch weit früher. Voraussetzung für die gegenwärtige Gentrifizierung und die damit verbundenen Herausforderungen ist die öffentliche wie private Aneignung sowie die symbolische und materielle Aufwertung der gründerzeitlichen Altbausubstanz seit den 1970er-Jahren. Dabei gerät oft in Vergessenheit, dass es sich bei diesen Altbauten die längste Zeit um städtische Elendsquartiere handelte. Dies galt auch für die Sorauer Strasse. Sie steht damit paradigmatisch für den langen Wandel der Berliner Mietskaserne, deren heutige Anziehungskraft kritisch historisiert werden sollte.